Ph. Sp.
888.

Ph. fr. 880

Versuch

R

# Versuch eines Beweises,

eines in der menschlichen Seele von Natur liegenden Eindrucks von GOtt und einem Leben nach dem Tode.

Hannover 1763,
bey Johann Christoph Richter.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Versuch eines Beweises,

## eines in der menschlichen Seele von Natur liegenden Eindrucks von Gott und einem Leben nach dem Tode.

§. 1.

Es ist verschiedentlich darüber gestritten worden, ob dem Menschen ein Begriff von Gott angebohren sey. Einige haben dieses unter allerhand Einschränkungen bejahet, andere aber haben es verneinet. Ver-

stehet man unter dem angebohrnen Begriffe von Gott eine deutliche Erkänntniß von dem Daseyn und Eigenschaften Gottes, so dem Menschen angebohren und ohne Unterricht und eigenes Nachforschen in der Seele liege; so zeiget die Erfahrung, daß dergleichen nicht vorhanden. Indessen scheinet ein gewisser Eindruck von der Gottheit unserer Seele angebohren zu seyn, welcher ihr eine Furcht gegen selbige einflösset, noch ehe man selbige durch Unterricht und eigene Ueberlegung näher kennen gelernet. Ich will erstlich die Möglichkeit und dann die Wirklichkeit desselben darzuthun mich bemühen.

§. 2.

Gewisse Eindrücke, die Jedermann an Thieren wahrnehmen kann, haben mich

zuerst auf diejenigen Gedanken gebracht, welche ich anjetzo vortragen will, da ich sonsten, bis in das funfzigste Jahr meines Alters, das Gegentheil von demjenigen behauptet habe, was anjetzt der Beurtheilung des Lesers vorlegen will.

Man bemerket, daß ganz junge Thiere, zum Exempel Küchelη und zwar auch solche, die ohne alte Hüner in einem Brütofen ausgebracht worden, eine Furcht für den Habicht und was ihm ähnlich ist, mit auf die Welt bringen. Man darf nur bey einem gelinden Winde ein Blatt Papier aus einem hohen Fenster fliegen lassen; so bald die kleinesten Kücheln solches in der Höhe über sich schweben sehen, machen sie ein gewisses Geschrey und suchen mit vieler Angst und Geschwindigkeit einen

Ort, wo sie sich verbergen können. Diese kleinen Thiere kennen noch keinen ihnen nachtheiligen Stoßvogel und dennoch fürchten sie denselben und alles, was dessen Gestalt und Fluge ähnlich ist. Ein Wild, wiewohl eines mehr, als das andere, fliehet und verbirget sich, wenn es nur den Geruch eines Menschen empfindet. Hieraus ist meines Erachtens ganz klar, daß einem empfindenden und denkenden Wesen eine Furcht und also ein gewisser Eindruck von einer Sache und deren Wirkung gegeben werden kann, die sie nicht kennet. Ein Kücheln kennet den Habicht nicht und doch fürchtet es denselben.

§. 3.

Ich überlasse es dem Urtheil meiner Leser, ob man den Thieren nicht auch eine

gewisse

gewisse Arth der Erwartung und Hofnung von Dingen, die sie noch nicht kennen, beylegen müsse, welche ihnen angebohren ist. Eine junge Spinne, welche eben von der Wärme der Sonne ausgebrütet ist, machet nicht nur gar bald ein feines Gewebe, sondern setzet sich auch hin und lauschet, ob nicht ein kleines fliegendes Insect in ihr gemachtes Netz fliegen und ihr zu einem Raube und Nahrung dienen werde. Sie kennet ihre Nahrung noch nicht, es scheinet aber aus ihren Stellungen klar zu seyn, daß sie selbige erwarte, ob man gleich nicht bestimmen kann, wie klar oder dunkel ihre Empfindungen davon sind.

§. 4.

Ferner merken wir in den Thieren Empfindungen und Triebe, dadurch sie vieles

verrichten, welches die genaueste Richtung auf etwas Zukünftiges hat, dessen deutliche Erkänntniß und Vorhersehung ihnen nicht zugeschrieben werden kann. Ein Vogel, der noch nie gelegt und gebrütet, bauet ein Nest so, wie es sich für seine Brut am besten schicket. Man müste einem solchen Thiere weit mehr Verstand zueignen, als dem Menschen, wenn man annehmen wollte, daß es zum voraus überdächte, es würde Eyer legen, und aus selbigen junge Vogel ausbrüten, wozu diese oder jene Arth des Nestes sich am besten schickte. Eine Arth der Schlupfwespen machet eine kleine Zelle in die Erde und zwar gegen Süden, daß sie von der Sonne beschienen werden kann, leget ihr Ey hinein, suchet und tödtet eine Raupe und

leget sie dabey, und schliesset die Zelle mit einiger Erde zu. Die Sonnenwärme brütet das Ey aus, die ausgebrütete Made zehret von der Raupe, bis ihre Verwandelung kommt, darinne sie ihre Flügel erhält. Alsdenn öffnet sie ihre Zelle und flieget heraus. Auch hier wird ein solches Thier blos durch Empfindungen getrieben Dinge zu unternehmen, die auf etwas Zukünftiges, auf die Ausbrütung und Ernährung ihrer Brut gerichtet ist, ob sie gleich keine deutliche Vorstellung davon haben kann. Aehnliche Empfindungen und Triebe findet man bey den Vogeln, welche gegen den Winter die nördlichen Gegenden verlassen, und sich gegen Süden wenden und ihre Reise so frühzeitig antreten, daß sie auf derselben von dem

Winter nicht überraschet werden. Die Meven und andere Seevogel werden durch gewisse Empfindungen getrieben, die Küsten und an selbigen ihre Sicherheit zu suchen, wenn ein Sturm kommen will, und die Schiffer können es an selbigen merken, wenn dergleichen zu befürchten ist.

§. 5.

Dasjenige nenne ich angebohren, was in der Natur eines lebendigen Wesens dergestalt gegründet ist, daß es vom ersten Anfange unzertrennt bey ihm ist, oder sich aus diesem also entwickelt, daß wenn es seiner innern Natur überlassen und auf keine Arth von äussern Umständen gehindert und anders bestimmet wird, es ganz gewiß erfolget. Einem Jagdhunde sind

nicht nur Kopf und Beine angebohren, sondern auch das Jagen, das ist der Trieb, das Vermögen und die natürliche Geschicklichkeit dazu, obgleich einige Wochen, ja Monathe darüber verstreichen, ehe sich dieses alles dergestalt entwickelt und zu der Vollkommenheit gedeyet, daß er wirklich ein Wild auffspühret und fänget. So saget man, es sey ihm angebohren seines gleichen zu zeugen, obgleich das Vermögen und der Trieb dazu erst mit der Zeit erfolget. Was derowegen vom ersten Anfange in und bey dem Menschen oder auch in seiner Natur also gegründet ist, daß es aus derselben, wenn sie nicht gehindert wird, ohne Zuthun einer willkührlichen Kunst gewiß erfolget, davon sage ich, daß es ihm angebohren

sey. Wem diese Redensarth nicht ge=
fället, der sage, es gehöre zu der Natur
des Menschen und werde durch keine will=
kührliche Kunst in ihm gebracht.

§. 6.

Was einem lebendigen Wesen ange=
bohren oder demselben natürlich ist, kann
indessen durch äussere Kunst in etwas ge=
ändert werden. Einem Jagdhunde ist es
angebohren, daß er das Wild, so er auf=
spühret, so fort anfället, fänget und ver=
zehret. Durch Kunst kann man es aber
dahin bringen, daß ein Hünerhund vor
einem Rebhune stehet und selbiges nicht
anfällt, bis ihm ein Zeichen gegeben wird.
Man kann Jagdhunde gewöhnen, daß sie
das erhaschte Wild nicht verzehren, son=

dern

dern dem Jäger zubringen. Einem Wilde ist es angebohren, daß es den Menschen fürchtet und demselben ausweichet. Selbst der Löwe fliehet für dem Menschen, wenn er in einer freyen Wildniß gehet, und fällt den Menschen nur an, wenn er entweder in Wuth gebracht oder von einem starken Hunger genaget wird. Jedoch kann ein Wild so zahm gemacht werden, daß es mit dem Menschen umgehet. Will man derowegen wissen, was einem lebendigen Wesen angebohren ist, so muß man Gelegenheit suchen zu erfahren, was dasselbe ohne Zuthun einer fremden Kunst blos vermöge seiner Natur, womit es auf die Welt kommen, hat und wirket. Auch werden wir äusserst selten irren, wenn wir also schliessen: Was man bey den mehre-

sten einzelnen lebendigen Wesen, von eben derselben Arth wahrnimmt, das ist ihm angebohren, oder lieget in seiner Natur.

§. 7.

Der Mensch hat von Natur ein Gefühl von dem, was schön oder heßlich ist, er hat ein Gefühl, wodurch er die Uebereinstimmung oder die Wiederwärtigkeit der Töne empfindet, er kann durch Empfindungen das Bittere von dem Süssen unterscheiden, und zwar auf eine solche Arth, daß er das eine auf eine angenehme Arth und mit Vergnügen, das andere aber mit einem Wiederwillen und Misvergnügen empfindet. Es hat das Ansehen, als wenn in diesen Empfindungen besonders, was das Angenehme und Unangenehme dersel-

derselben betrifft, gar nichts bestimmtes, gewisses und beständiges wäre, sondern alles davon abhienge, wie man den Menschen zu dieser oder jener Empfindung und einem Urtheil über selbige gewöhnte. Dem einen ist etwas schön und angenehm, das dem andern heßlich und zuwieder ist, ja eben derselbe Mensch findet heute etwas schön und angenehm, so er morgen für wiedrig hält und verabscheuet. Allein, obgleich zugestanden werden muß, daß bey den Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen durch Uebung und Gewohnheit manches geändert werden kann, auch selbst die Natur das Gefühl nicht bey allen in allen Stücken gleich gemacht; so ist doch auch gewiß, daß es Empfindungen gebe, die allen gesunden Menschen jeder-

zeit angenehm oder zuwieder sind. So wird ein jeder gesunder Mensch einen beblühmten Rasen, einen grünen Wald, ein wol geordnetes Gesicht mit einer feinen Haut schön und angenehm finden und im Gegentheil ist mir noch Niemand vorgekommen, der einen heftigen Schmerz, als wolthuend, und ein Gesicht, so vom Krebs angefressen, als reizend, ein stinkender Athem und ein faulendes Aas als lieblich empfunden. Wäre gar nichts bestimmtes und gewisses in solchen Empfindungen, so wäre es auch ganz und gar unmöglich von der Schönheit, von der Harmonie, von Freude und Leid irgend eine Regel zu geben, die bey allen gesunden Menschen statt fände, welches doch mit den jetzt angeführten und weit mehrern

Erfah-

Erfahrungen streitet. So wird Jedermann einen treuen und gefälligen Freund angenehm und einen beleidigenden Feind und falschen Freund wiedrig finden. Jedermann wird lieber mit einem zufriedenen und freundlichen Menschen umgehen, als mit einem mißvergnügten und beständig grunzenden Sauertopfe, dem nichts nach seinem Kopfe ist.

§. 8.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienet das innere Gefühl des Menschen, so er von dem Unterschiede der freyen Handlungen hat und in seiner Natur lieget. Vermöge dieses Gefühls kann er nicht anders, man mag ihn zwingen und gewöhnen, wie man will, als daß er einige Handlungen für gut, schön und edel, an-

dere aber für böse, heßlich und niederträchtig erkläret, die erstern als angenehm und die letztern als wiedrig empfindet. Ich behaupte keinesweges, daß dieses Gefühl so vollkommen, daß selbiges alleine ohne hinzu kommende vernünftige Ueberlegung das Edle oder Unedle, die Güte oder Bösartigkeit aller freyen Handlungen entdecke, noch auch, daß dieses sittliche Gefühl nicht durch Irrthümer und Gewohnheiten sehr geändert werden könnte, sondern ich bejahe nur dieses, daß der Mensch von Natur ein inneres sittliches Gefühl habe, wodurch alle gesunde Menschen gezwungen werden, gewisse freye Handlungen mit einer völligen Uebereinstimmung für schön oder heßlich, edel oder schändlich, gut oder böse zu halten, und sie als angenehm oder

wiedrig zu empfinden. Niemand wird eine ihm bewiesene Falschheit oder Undankbarkeit eines angeblichen Freundes als etwas Edles, sondern ein Jeder wird sie als etwas Heßliches empfinden und verabscheuen, und wer sich selber solcher Thaten schuldig gemacht, wird sie zu verbergen oder zu beschönigen suchen. Wenn man sich auch alle Mühe gäbe, Jemanden durch Ueberredungen dahin zu bringen, Falschheit und Undankbarkeit gegen seinen treuesten Freund und Wohlthäter, der in seiner Liebe gegen uns unverändert ist, sey eine Tugend, etwas Erhabenes und Schönes, so würde seine innere Empfindung doch eben so wiedersprechen, als wenn man ihm sagte, zweymahl drey wären nicht sechse, sondern fünfe.

## §. 9.

So bald der Mensch so viele Erfahrung erlanget, daß er wahrgenommen, daß sein Glück und Vergnügen nicht blos in seinem Willkühr stehe, sondern von Begebenheiten abhange, die seinem Willen nicht unterworfen sind, so fänget er an Kräfte zu fürchten, wodurch wiedrige Begebenheiten bewirket werden. Man fühlet, daß ihre Wirkungen mächtiger sind, als wir und diese zwingen uns mit einer tiefen Unterwerfung und Aengstlichkeit auf sie zu achten. Besonders sind starke Gewitter und ein heftiger Donner kräftige Mittel die Menschen in Schrecken zu setzen. Ein Kind, das kaum vor zwey Tagen gebohren und im tiefen Schlummer lieget, wachet, wie von einem jeden heftigen Ge-

prassel,

prassel, also auch von einem starken Donnerschlage mit einem Schrecken auf. Ja ein jedes Thier erschrickt für einem heftigen Blitz und Donner. Mit dieser Furcht und mit dem Gefühl guter und böser freyen Handlungen verbindet sich sogleich eine Furcht für ein belohnendes und strafendes Wesen, wenn der Mensch auch gleich sonst noch keine Begriffe von der Gottheit hat. Fraget mich Jemand, wie diese Furcht in den Menschen komme, so antworte ich, daß sie eben so in ihn komme, wie die Furcht für dem Habicht oder andere Stoßvogel in das kleineste Kücheln. Sie lieget in der innersten Natur des Menschen, und wird von selbiger auf eine mir unbekannte Arth hervorgebracht und unterhalten. Ich schliesse dieses aus der

Allgemeinheit dieser Furcht und aus ihrer Stärke. Man findet diese Furcht für ein belohnendes und bestrafendes höheres Wesen unter allen Völkern und bey allen einzelnen in etwas herangewachsenen Menschen, und es ist diese Furcht ehender unter den Menschen gewesen, ehe Philosophen gewesen, die dieses mit tieffsinnigen und dem gemeinen Manne gröstentheils unbegreiflichen Schlüssel zu beweisen gesuchet. Der Dänische Mißionarius **Egede**, welcher sich acht Jahre bey den Grönländern aufgehalten, berichtet zwar, daß dieses Volk nicht die geringste Erkänntniß von Gott auch nicht einmahl einen Nahmen um ihn zu benennen habe, indessen erzählet er, daß sie die Unsterblichkeit der Seelen glauben, und gewisse aber-

gläubische Gebräuche beobachten. Es ist mir daher noch zweifelhaft, ob gar keine Furcht für ein höheres belohnendes und bestrafendes Wesen bey ihnen sey, ob sie gleich sonst keine Begriffe und besondere Nahmen von demselben haben. Gesetzt aber, es fände sich nichts von einer solchen Furcht bey ihnen, so wäre solches eine Ausnahme von den gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur, deren Grund in ausserordentlichen Umständen zu suchen, die aber keinesweges dasjenige umstosset, was durch die allermehresten Erfahrungen bekräftiget wird, und es kann auch etwas, das in der Natur einer Sache lieget, durch besondere Umstände also zurückgehalten werden, daß es sich nicht äussert. Die Rehe haben von Natur eine Furcht für

dem Menschen, ingleichen für einem Hunde. Indessen kann man sie, besonders, wenn man sie jung erhält, von dieser Furcht so frey machen, daß sie mit dem Menschen ingleichen mit einem Hunde umgehen und spielen. Vielleicht ist die Ursache, warum die Grönländer die Furcht für einer Gottheit nicht empfinden, diese, daß sie wenig haben, so einem Unglück unterworfen ist, und weil in so nördlichen Gegenden keine Donnerwetter zu seyn pflegen, welche viel zu Erweckung einer solchen Furcht beyzutragen scheinen.

§. 10.

Die Stärke dieser Furcht für ein höheres belohnendes und strafendes Wesen will ich aus dem Zeugniß alter heidnischen

Philosophen und aus dem Munde unserer heutigen Deisten beweisen. Ein Plato führet einen Alten also redend ein (*). Wisse, o Socrates, wenn Jemand dahin kommen, daß er glaubt, er werde anjetzo sterben, so überfällt ihn eine Furcht und Sorge wegen der Dinge, um die er sich vorher nicht bekümmert. Denn eben diejenigen Fabeln, die von der Unterwelt erzählet werden, daß nemlich derjenige daselbst gestraft werde, der hier ungerecht gelebet, und die man bis an diese Zeit verlachet, bewegen alsdenn sein Gemüth, ob sie vielleicht nicht wahr seyn möchten, und



(*) *Plato* Dialog. de Republ. I.

er betrachtet sie weit mehr entweder aus Schwachheit des Alters, oder weil er denen Dingen näher ist, welche sich dort befinden. Derowegen wird er alsdenn mit Argwohn und Furcht angefüllet, und überleget bey sich selber und forschet nach, ob er Jemanden Unrecht gethan. Wenn er denn findet, daß er in seinem Leben viel Böses gethan, wachet er plötzlich, wie die Kinder aus dem Schlafe auf, fürchtet sich und lebet mit einer bösen Hoffnung. So weit Plato. Ein Cicero bespottet ebenfals die Erzählungen heidnischer Poeten von den künftigen Strafen in der Unterwelt und suchet andere dagegen unempfindlich zu machen, und berufet sich auf

eine

eine grosse Menge Bücher der Philosophen, welche selbige wiederlegt hätten (*). Indem aber **Cicero** dieses thut, bekräftiget er, daß dem ohngeachtet die Furcht für künftigen Strafen sich auch selbst in den Gemüthern verständiger Männer geäusfert und sie gequälet, sonst würde nach so vielen andern **Cicero** nicht mehr nöthig gehabt haben dagegen zu schreiben.

## §. 11.

Die heutigen Deisten können das Daseyn und die Stärke dieser Furcht nicht leugnen. Denn viele unter ihnen, sind durch die Furcht künftiger Strafen dergestalt geängstiget worden, daß sie die Spöttereyen,

(*) Quaest. Tusculan. L. I. C. V. VI.

tereyen, womit sie selbige belegt, öffentlich wiederrufen und die gröste Reue dieserwegen blicken lassen (*). Und vielleicht ist nicht leicht einer unter ihnen, der gar nichts davon empfinden sollte, besonders, wenn er dem Tode nahe ist und durch die Krankheit nicht gleich seiner Sinne beraubet wird. Allein, was urtheilen sie von dieser Furcht? Sie sagen, es rühre selbige

ganz

(*) Ein ganz merkwürdiges Beyspiel davon hat *De la Serre* gegeben, welcher verschiedene Schriften wieder die Christliche Religion verfertiget und nachher, da er sich in Krieges-diensten und als einen Spion brauchen lassen, zu Mastricht gefangen und 1748 gehenket worden. Diesen haben seine freygeisterischen Schriften mehr gequälet, als der Galgen, an welchem er starb. Man kann dieses lesen in der Betrachtung über die Bekehrung des Herrn *De la Serre*, so 1749 zu Halle heraus gekommen.

ganz allein von den ersten Eindrücken her, welche die Kinderwärterinnen und die Geistlichen in den zartesten Gemüthern davon gemacht, die auch ein Weiser gänzlich auszulöschen nicht allezeit im Stande wäre. Allein ob ich gleich zugeben muß, daß die Eindrücke, welche uns in der ersten Kindheit gegeben werden, eine ungemein starke Kraft auf unser Gemüth haben; so kann ich doch auch durch die Erfahrung beweisen, daß sie ganz und gar ausgelöschet und weggeschaffet werden können. Vor den Zeiten der Reformation fürchtete man das Fegfeuer so sehr, wie die Hölle, und in der Römischen Kirche herrschet diese Furcht bis anjetzt. Dennoch machten nicht nur **Luther, Zwinglius** und andere grosse Geister sich selber

davon

davon völlig frey, sondern auch ganze Haufen gemeiner Leute bekamen durch die Gründe und das Exempel jener grossen Männer die Kraft sie aus ihrer Seele ganz wegzuschaffen, ob sie ihnen gleich von Kindheit an eingepräget war. Vor den Zeiten eines **Beckers** und **Thomasens** lebte man in einer folternden Furcht für den Hexen, und man suchte sich nicht nur durch allerhand abergläubische Mittel, sondern so gar durch Scheiterhaufen Sicherheit gegen selbige zu schaffen. Wie viele Gemüther aber haben sich davon dergestalt losgemacht, daß sie niemahls das geringste mehr davon empfinden. Recht deutliche und zuverläßige Gründe sind stark genug eine Furcht, die sich bloß auf Irrthum gründet, völlig zu vertreiben.

## §. 12.

Da nun aber die Philosophen von zweytausend Jahren her und auch unsere heutigen Deisten nicht im Stande sind die Gemüther wieder die Furcht eines höhern und strafenden Wesens in völlige Sicherheit und Ruhe zu setzen und sowol in alten als neuen Zeiten die Proben an ihnen selber so ofte mislungen, so meine ich hieraus und aus der Allgemeinheit dieser Furcht schliessen zu können, daß selbige eben so in die Natur des Menschen gelegt und ihm angebohren sey, wie einem Huhne die Furcht für einem Stoßvogel. Wie ich nun aus der Furcht, die einem Kücheln eingepräget ist, richtig schliessen kann, daß es Vogel gebe, die ihm gefährlich sind, so halte mich verpflichtet, aus der dem Menschen

schen angebohrnen Furcht für einem höhern und strafenden Wesen zu schliessen, daß der gleichen wirklich vorhanden. Ja die bewiesene Furcht nöthiget den Menschen ein solches Wesen zu denken und anzunehmen, wenn er auch gleich diesen Schluß nicht deutlich und förmlich macht. Diese Furcht, welche den Gedanken eines höhern und strafenden Wesens hervorbringet und in der Natur des Menschen lieget, halte ich für den angebohrnen Eindruck von der Gottheit, welchen ich habe beweisen wollen.

§. 13.

Aus diesem natürlichen Eindrucke von der Gottheit lässet es sich meinem Bedünken nach allein begreifen, warum alle Bemühungen verschiedener philosophischen

Secten, welche entweder Gott ganz geleugnet, oder einen solchen Gott gelehret, der sich um die Welt nicht bekümmere, vergeblich gewesen und die Furcht für einen strafenden Gott aus keinem Volke verbannen können. Aus dieser Furcht leite ich es her, daß die Völker auf so mancherley Mittel gefallen, ihre strafbahren Thaten auszusöhnen. Ich sehe keine Arth dieses zu erklären, wenn in der Natur des Menschen kein allgemeiner Eindruck lieget, der darauf führet. Man kann diesem Gedanken entgegen setzen, daß wenn ein natürlicher Eindruck die Menschen zu der Vorstellung von einer obern Gottheit leitete, so müsten auch die Begriffe aller Völker von der Gottheit einstimmig seyn. Dieser Schluß scheinet mir sehr unrichtig

zu seyn. Jenem jungen Huhne saget seine natürliche Furcht für alle demjenigen, was wie ein Raubvogel in der Luft schwebet, weiter nichts, als dieses: es giebet in der Höhe schwebende Dinge, die mir schaden und für welchen ich mich verbergen muß. Ein Jeder wird hoffendlich leicht sehen, daß ich diesem Thiere weiter nichts, als etwas, das diesem Gedanken ähnlich ist, beylegen wolle. Diese Furcht aber saget dem Huhne nicht, ob der Stoßvogel einen, zwey oder vier Füsse habe, ob sein Schnabel krumm oder gerade. Dieses würde durch eine Untersuchung auszumachen seyn, wenn das Huhn dazu aufgelegt wäre. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit dem natürlichen Eindrucke von der Gottheit in der Seele des Menschen.

Die Empfindung der Furcht für ein höheres Wesen, saget ihm nur, daß eine Macht sey, davon der Mensch abhange und welche das Gute belohne und das Böse bestrafe. Ob diese Macht aber ein Cörper oder ein Geist, ob der gleichen nur eine einzige oder mehrere, ob sie in der Sonne oder Monde, oder in einer Schlange oder andere Thiere sey, entscheidet die Empfindung dieser Furcht nicht, sondern solches muß entweder eine nachdenkende Vernunft ausforschen oder Gott selber uns offenbahren. Da nun die Vernunft des Menschen so gar schwach, daß sie sich nicht weit über dasjenige, so nicht in die Sinne fället, erheben kann, und daher ein so gar grosser Unterschied der Meinungen in den Dingen ist, so die blosse

Vernunft entscheiden soll, so lässet sich gar leicht begreifen, warum die menschliche Vernunft sich so gar vielfältige und zum Theil thörigte Begriffe von der Gottheit und dem ihr zu leistenden Dienste gemacht hat.

§. 14.

Die anjetzt vorgetragenen Gedanken haben mich auf andere geführet, die mich sehr geneigt machen zu glauben, daß in der Seele des Menschen Empfindungen liegen, die ihn treiben und nöthigen die Unsterblichkeit des denkenden Theils des Menschen und ein Leben nach dem Tode anzunehmen. Es scheinet etwas allgemeines zu seyn, daß der Mensch annoch die Gestorbenen und zwar nicht ihren

todten

todten und verwesenden Leib, sondern etwas, das noch entweder in dem Leibe lebet oder sich in der Nähe desselben eine Zeitlang aufhält, fürchtet. Kurz der Mensch fürchtet sich für der Seele des Verstorbenen. **Xenophon** legt in seiner Cyropaedia dem sterbenden Cyrus diese Worte in den Mund: **Habet ihr noch nicht wahrgenommen, was für Angst und Schrecken die Seelen derer, welche Gewalt und Unrecht erlitten, ihren Mördern einprägen?** **Xenophon** lässet den Cyrus daraus einen Schluß auf die wirkliche Unsterblichkeit der Seele machen. Lieget diese Furcht in der Natur des Menschen, und ist sie dem grösten Haufen gemein, und können sie sich von derselben nicht so

leicht losmachen; so bin allerdings der Meinung, daß dieser Schluß eine gewisse Stärke habe, die zwar das Gemüth nicht völlig beruhiget, wie eben **Xenophon** in dieser Rede beweiset, indem er den **Cyrus** sehr zweifelhaft von der Unsterblichkeit der Seele reden lässet, die aber doch das Gemüth zu dieser Wahrheit neiget, ja sie wieder alle philosophische Zweifel wenigstens zu Zeiten zu glauben zwinget. Es scheinet aber die Furcht für der noch lebenden Seele gemein und in der Natur des Menschen gegründet zu seyn. Die Weisen des alten Griechenlandes und Roms, waren ohne Ausnahme wegen der Unsterblichkeit der Seele in der grösten Ungewißheit, und redeten auf diejenige Arth davon, wie der **Xenophon** den

sterbenden Cyrus davon reden lässet. Dennoch bemerkten sie in den wildesten Gemüthern eine marternde Furcht für den Seelen derer, welche durch sie unrechtmäßiger Weise ermordet worden.

§. 15.

Jedoch, ich bleibe nur bey derjenigen allgemeinen Furcht stehen, welche die Menschen insonderheit des Nachts zu überfallen pfleget, wenn sie sich auf einem ehmahligen Schlachtfelde, oder zwischen Gräbern befinden und wovon sich wenige ganz frey machen, und es gehöret dennoch eine lange Uebung dazu. Man saget hier abermahls, diese Furcht habe ihren Grund ganz allein in den albern Erzählungen der Ammen und Kinderwärterinnen. Allein, man erkläre mir doch, wie es zugehe, daß

wenn verständige Eltern alles mögliche thun zu verhindern, daß ihre Kinder wenig oder nichts von Gespenstergeschichten hören und selbigen von Jugend auf vorsagen, daß die Seelen der Verstorbenen noch Niemanden erschienen und, was man etwa davon hörete, Erzählungen einfältiger und furchtsamer Leute wären, die sich entweder eingebildet etwas zu sehen, wo nichts gewesen, oder ein Stück glänzendes faules Holz für ein Gespenst geachtet, diese vernünftigen Vorstellungen weniger Eindruck bey dem Kinde machen, als die Erzählungen einfältiger Leute. Wie gehet es zu, daß man unter allen Völkern die Furcht für den noch lebenden Geistern der Verstorbenen fühlet, wenn sie der Natur des Menschen nicht eben so eingepräget ist,

wie dem Küchelн die Furcht für dem Stoßvogel? Wie gehet es ferner zu, daß diese Furcht auch bey mehrern Jahren und durch die gröste Stärke der Vernunft nicht zu besiegen? Es ist ja ehmahls die gröste Furcht für den Zeichen des Himmels, für eine Sonnen- und Mondfinsterniß unter den Völkern gewesen, und bey vielen ist sie noch; wie viele Millionen Menschen aber haben sie dergestalt abgelegt, daß sie anjetzt eine Sonnen- und Mondfinsterniß nicht mit Schrecken sondern mit Vergnügen ansehen? Den ersten, so diese Furcht überwunden, ist sie doch auch von den Kinderwärterinnen eingepräget worden. In was für Schrecken setzte noch vor weniger, als hundert Jahren ein Nordlicht und Comet die

Völker von Europa, so gar, daß man gedruckte Verordnungen lieset, daß die Geistlichen wegen solcher Erscheinungen Busse predigen sollten? Wie viele Tausende haben anjetzt diese Furcht dergestalt aus ihrem Gemüthe verbannet, daß auch nicht das geringste Ueberbleibsel mehr davon vorhanden, wenn auch gleich ein altes Mütterchen ihnen in der Kindheit vorgesagt, daß ein Comet einen Türkenkrieg anzeige. Wie gehet es derowegen zu, daß man sich dieser Furcht entledigen können, da die Furcht für einen noch lebenden Theile der Verstorbenen annoch unter allen Völkern herrschet? Kann man dieses anders erklären, als wenn man annimmt, diese Furcht sey der Natur des Menschen eingepräget?

## §. 16.

Man setze mir nicht entgegen, daß es etwa hier oder da einen Menschen gebe, der diese Furcht ganz aus seinem Gemüthe hinweggeschaffet. So lange sie bey den allermehresten bleibet und nur einer oder der andere durch besondere Kunst und lange Uebung davon frey wird, kann man sie nicht anders als eine Wirkung der menschlichen Natur ansehen. Ein Hase hat von Natur eine Furcht für dem Hunde. Wenn man aber einen jungen Hasen mit einem jungen Hunde in Gesellschaft aufziehet, wird diese natürliche Furcht unterdrücket. Hieraus aber folget nicht, daß der Natur des Hasen keine Furcht für dem Hunde eingepräget sey. Auch kann man mir nicht entgegen halten, daß

die Furcht für dem lebendigen Ueberbleib-
sel der Sterblichen sich auch bey ganz
jungen Kindern von zwey oder drey Jah-
ren äussern müste, wenn sie ihnen ange-
bohren wäre, sie äusserte sich aber bey
selbigen nicht, wenn ihnen noch keine Ge-
spenstergeschichte erzählet worden. Auch
dieser Einwurf hebet meinen Satz nicht
auf. Es sind viele Triebe in Menschen
und Thieren, die sich erst mit der Zeit ent-
wickeln und durch gewisse Begebenheiten
erwecket werden. Ein junger Hund ja-
get nicht gleich, und eine junge Katze mau-
set nicht so fort. Zweifelt aber Jemand,
daß ein Trieb dazu in ihrer Natur ver-
borgen lieget. Eltern haben eine starke
Neigung gegen ihre Kinder. Wird aber
ein Kind in jungen Jahren von den El-

tern in die Fremde geschickt, und ihnen nach Jahren dargestellt, ohne daß sie es kennen, so fühlen sie nichts von der Kinderliebe. So bald man ihnen aber saget, dieses ist ihr Kind, wird auf einmahl der natürliche Trieb auf die heftigste Arth rege. Kann man nun deswegen sagen, der Trieb gegen die Kinder liege nicht in der angebohrnen Natur der Eltern? Ich bin daher geneigt, die Furcht für einem lebendigen Ueberbleibsel der Sterblichen für etwas zu halten, so der Schöpfer in die Natur des Menschen gelegt, um sie dadurch zu nöthigen, die Unsterblichkeit der Seele anzunehmen, wenn sie auch gleich keine andere Ueberzeugung davon haben oder die Philosophie ihnen wol gar unauflösliche Zweifel dagegen macht. Aus diesem na-

türli-

türlichen Eindrucke erkläre ich es auch, warum diese Lehre unter den Völkern der Erde so sehr gemein ist. Meinem jetzigen Bedünken nach verhält es sich mit diesem Eindrucke, wie mit dem Gefühl unserer Freyheit. Der tiefsinnige Philosoph martert sich selbige zu erklären und zu begreifen, und geräth dabey in einen solchen Irrgarten, aus welchem er den Ausgang nicht finden kann. Er fänget wol gar an die Freyheit zu bestreiten und zu leugnen, und so bald er nur seinen Bedienten schilt, der ihm den Caffee zu spät bringet, bestätiget er die Freyheit des Menschen, indem sein Zürnen und Schelten wegen des Geschehenen ohne Freyheit eben so lächerlich wird, als wenn er Jemanden, der bey einem entstandenen Brande eben

das

das Podagra gehabt, ausschölte, daß er kein Wasser zugetragen.

§. 17.

Ich bemerke noch einen andern Trieb bey dem Menschen, der einen Eindruck von einem Leben nach dem Tode bey ihm verräth. Der Mensch wünschet mit einem sehr heftigen Verlangen, daß noch nach dem Tode von ihm gut geredet werden möge, und im Gegentheil fürchtet er die Schande der Zeiten, da er nicht mehr hier ist. Schon die Weisen des alten Griechenlandes und Roms haben darauf eine Muthmassung eines künftigen Lebens gebauet, und ich fühle eine grosse Neigung ihnen Recht zu geben. Jener berühmte Philosoph unserer Zeiten beweiset mit einer

reizenden Beredtsamkeit, daß seine Seele nicht länger lebe, als sein Leib. Wenn er aber seinen Tempel der Ehren bauet, wenn er zeiget, wie man, um ein ewiges Denkmahl in demselben zu erringen Glieder und Leben aufsetzen müsse: wenn er selber einen unendlichen Trieb nach einen ewigen Nachruhme blicken lässet, verräth er einen innern Eindruck von einem Leben nach dem Tode. Denn wäre gar keine Hoffnung vorhanden, jemahls von unseren künftigen Ruhme mehr zu empfinden, als nur die jetzige Vorstellung, **andere werden mich noch nach meinem Tode loben**, so wäre gar kein Verhältniß zwischen diesem Gute und den Mühseeligkeiten und Gefahren, wovon es eine Belohnung seyn soll. Man betrachte

jenen Held, der nicht aus Noth, sondern blos wegen dieser Ehre dienet. Man stelle sich vor seine Arbeiten und Mühseeligkeiten im Felde, seine Gefahren in Schlachten und Belagerungen, seine Schmerzen bey harten Verwundungen und wie groß der Verlust, wenn er um edle Theile des Leibes, um Augen, Nase, Arme und Beine kommt, kann dieses alles wol mit den wenigen Augenblicken in Vergleichung gestellet und belohnet werden, darinne ihn bey seinem kurzen Leben der Gedanke einfällt und vergnüget, **man wird dich nach deinem Tode rühmen.** Hat keine schwermende Liebe zu meinen eigenen Einfällen mich bezaubert, so hofft dieser Held ohne es selber zu bemerken, seinen Ruhm noch nach diesem Leben zu em-

pfinden, obgleich der Philosoph ein künftiges Leben bestreitet und zu gedankenlosen Elementen mit dem Umsturz des Cörpers zurück zu kehren glaubet. Wenigstens wird eine aufgeklärte Vernunft sich nicht unterstehen zu behaupten, daß das sehr kurze Vergnügen, welches uns der so sehr flüchtige Gedanke, **man wird noch nach dem Tode auf eine rühmliche Arth an dich denken,** blos in diesem Leben giebet, so wichtig sey, daß es verdiene Glieder und Leben darum aufzusetzen und wol gar zu sterben, ehe man sich einen solchen Ruhm zu erwerben Zeit gehabt. Man müste vielmehr sagen, daß der Trieb nach einem solchen Ruhme höchst unvernünftig und unsinnig wäre. Er gehöret aber zu den Grundtrieben des

Menschen,

Menschen, der tief in seine Natur eingedruckt ist. Jedermann will nicht gerne, daß ihn Jemand nach seinem Tode verachte oder gar verfluche. Der gröste Tyrann scheuet dergleichen noch zu Zeiten, und wird durch eine solche Furcht bisweilen milder gemacht. Solche Grundtriebe der menschlichen Natur aber sind an und vor sich nach ihrer innern und ersten Einrichtung niemahls ungereimt oder falsch, sondern zielen auf etwas wahrhaftiges. Hat ein Vogel einen Trieb ein Nest zu bauen, so zielet dieses auf eine künftige Brut. Scheuet ein Huhn das, was wie ein Stoßvogel in der Luft schwebet, so kann man sicher schliessen, es gebe wahrhaftig in der Luft etwas, so dem Huhne nachtheilig sey. Hat ein Wild

einen natürlichen Trieb von seiner Laufbahn nicht unmittelbahr, sondern durch allerhand Sprünge, in sein Lager zu gehen, so kann man gewiß seyn, es sind andere Thiere, die der Spuhr dieses Thieres nachgehen, um es zu erhaschen. Hat eine Spinne einen Trieb ein Netz zu machen, so ist gewiß, daß die Luft etwas enthalte, so die Spinne zu ihrer Nahrung damit fänget. Sammlet eine Biene Vorrath, so kann man schon daraus mit Gewißheit schliessen, es kommt eine Zeit, da sie ihre Nahrung im Felde nicht findet und suchen kann, und da sie jenen Vorrath brauchet. Niemand wird mir einen Grundtrieb in der Natur anzeigen können, so seine wesentliche Richtung auf etwas unrichtiges und falsches hätte, oder ungereimt wäre.

Das Verlangen noch nach dem Tode einen guten Nahmen zu haben und die Furcht noch nach dem Tode verabscheuet und geschändet zu werden, wären aber ungereimt, wenn ein Mensch mit dem Tode des Leibes alle Empfindungen und Gedanken verlöhre. Es verkündigen also diese Triebe noch ein anderes Leben nach dem jetzigen, in welchem ein Mensch entweder den Ruhm oder die Schande empfindet, welche er sich durch sein Betragen zugezogen.

§. 18.

Alle diejenigen, welche den Trieb fühlen es zu verhindern, daß man nach dem Tode nicht wiedrig von ihnen urtheile, und noch mehr diejenigen, welche Glieder

und Leben aufsetzen, damit ihr Nahme in den Geschichten aufgezeichnet werde, oder welche die Unsterblichkeit ihres Nahmens in papiernen Denkmahlen suchen, geben einmahl recht genau auf sich selber Achtung, ob sie bey ihrem mühsamen Bestreben nach einem grossen Nahmen nach dem Tode nicht eine dunkele Vorstellung und Hoffnung begleite und anfeure, daß sie dereinsten noch eine angenehme Empfindung von dem erworbenen Ruhme haben werden. Ich mache noch einmahl die Anmerkung, ob es ihnen, wenn sie dieses nicht merken können oder wollen, ob es ihnen nicht eben so gehe, wie denen, welche leugnen, daß sie ihre Freyheit empfinden und nach ihrer Philosophie alles unter eine bestimmte Nothwendigkeit setzen?

Diese beweisen durch unzählige Thaten, daß sie anders empfinden als philosophi- ren. In einem Gefühl der Freyheit zür- nen und schelten sie auf solche, die etwas thun, daß sie hätten unterlassen sollen. Sie sagen sehr ofte zu andern: **hättest du nicht das und das bedenken und thun sollen?** Da doch dieses alles nicht statt haben könnte, wenn der andere nicht anders denken und handeln kann, als ihn die allgemeine Nothwendigkeit der Dinge bestimmet. Ich kenne einen nicht unbe- kannten Philosophen, einen sehr offenen und witzigen Kopf, welcher in seinen Phi- losophischen Schriften behauptet, es sey weder ein sittliches Böse noch sonsten ein Uebel in der Welt, sondern alles sey sehr gut. Wenn er aber auf seinen Feind zu

reden kommt, so ist kein ärgerer und verabscheuenswürdiger Mensch, als selbiger, es ist gar nichts Gutes, sondern lauter Falschheit und Bosheit an demselben. Eben so gehet es denen, welche ein Leben nach dem Tode weg zu philosophiren suchen, und doch Empfindungen von demselben haben und in selbigen, als solche handeln und arbeiten, die an einer Gesellschaft nach dem Tode Antheil haben. Empfindungen und Triebe wiedersprechen ihrer Philosophie, wem soll man glauben? Ich halte es mit meinen Empfindungen, besonders mit denen, die den Menschen gemein sind. Diese haben mich noch nicht betrogen und sie bleiben immer eben dieselbigen. Meine Philosophie aber hat sich, im Ganzen betrachtet, schon

mehr

mehr als einmahl ungemein geändert, und sie ändert sich in der Gesellschaft der Gelehrten, wie die Moden und ein jeder sich klug dünkender Kopf hat seine eigene Philosophie, und bey manchem ist sie in eben derselben Stunde nicht eben dieselbige. Wenn ein berühmter Voltaire wieder die Lehre des Christenthums von dem Verderben des Menschen schreibet, so findet er diese Welt auf das ordentlichste und schönste. Schärfet er aber seine Feder wieder den **Leibnitz** und Wolf und ihre Lehre von der besten Welt, so findet er das menschliche Geschlecht in der alleräussersten und abscheulichsten Verwirrung. Aller Orten bemerket er Thorheiten und die fürchterlichsten Grausamkeiten. So wiedersinnig sind die Gedan-

ken eben desselben Philosophen in verschiedenen Stunden. Aber die ersten Grundtriebe der Natur und diejenigen Empfindungen, welche fast ohne Ausnahme bey allen Menschen bemerket werden, sind beständig und seith einigen Tausend Jahren eben dieselbigen. Die innere Empfindung, daß zweymahl zwey nicht fünfe, sondern viere sey, ändert sich nicht, so lange der Mensch etwas von einer gesunden Vernunft behält.

§. 19.

Vorstehende Gedanken habe entworfen und dem Drucke überlassen, um das Urtheil gelehrter und bescheidener Männer darüber zu erfahren. Vielleicht halten sie die Probe tiefdenkender Gelehrten

nicht

nicht aus. Vielleicht aber weiß auch Jemand ihnen eine mehrere Stärke zu geben. Ich überlasse sie ihrem Schicksal. Ich füge nur noch folgendes hinzu.

Da man anjetzt von neuem Versuche macht, den armen Sterblichen diejenige Hoffnung auszureden und auszuschreiben, welche selbst heidnische Weisen für die gröste und angenehmste erkläret und dabey verlanget, daß man sie ihnen, wenn sie auch irrig wäre, dennoch nicht benehmen möchte, (*) nemlich die Hoffnung zu einem Leben nach dem Tode, so will ich noch kürzlich zeigen, was solche Philosophen zu beweisen haben, wenn ihr Gemüth sich anders gegen die Furcht eines künftigen unseeligen Lebens völlig beruhi-

(*) Vid. *Ciceronis* Cato Maior in fine.

ruhigen will. Diejenigen, welche diese den sterblichen Menschen recht schröckhafte Bemühung unternehmen, die seelige Hoffnung zu vernichten, die das Evangelium einflösset, setzen der Göttlichkeit seines Zeugnisses insonderheit dieses entgegen, daß es nicht blos ein seeliges sondern auch ein unseeliges Leben nach dem Tode predige, eine solche Unseeligkeit, die mit keinen göttlichen Vollkommenheiten in Uebereinstimmung zu setzen, und das ganze Zeugniß von einer andern und zukünftigen Welt werde daher wankend. Die Furcht für dem unseeligen Leben, so die Schrift verkündiget, bringet sie dahin, daß sie lieber alle Hoffnung zu einem künftigen Leben aufgeben und bestreiten.

## §. 20.

Ich will diesen Philosophen weiter nichts vorhalten, als was sie nach ihrer Philosophie nicht in Zweifel ziehen können. Erstlich berufe ich mich auf ihre inneren Empfindungen, ob es ihnen nicht eben so gehet, wie demjenigen, den **Plato** redend aufgeführet, der die Erzählungen der heidnischen Poeten von einem künftigen Leben und Gerichte die eine Zeit verlachen und in andern Stunden die Furcht für ein künftiges Urtheil empfinden. Steiget ihnen nicht zu Zeiten und besonders bey herannahenden Tode der Gedanke auf? **wie? wenn die Nachricht von einem künftigen Leben und Gerichte wahr wäre?** Heidnische Philosophen haben denselben nicht allezeit von sich abweisen

weisen können und unsere heutigen Gegner der Christlichen Religion, wenigstens viele derselben sind eben so wenig im Stande, ihn allezeit von sich abzuhalten. Wollte Jemand die gefährliche Bemühung übernehmen, und sich wieder denselben in völlige Sicherheit setzen, so müste ein solcher folgendes beweisen können.

Erstlich müste er ausser allen Zweifel setzen können, daß die denkende Kraft oder Substanz, die in ihm ist, nach dem Tode des Leibes, in der Natur nimmer wieder, als eine empfindende und denkende Substanz, werde gebraucht werden. Wie will dieses aber Jemand beweisen? Ja der Lauf der Natur machet diesen Satz höchst unwahrscheinlich. Man lernet aus der Erfahrung, daß die Natur die verweseten

Cörper

Cörper immer wieder zu ähnlichen Cörpern gebrauche. Alles, was von Pflanzen und lebendigen Geschöpfen kommt, löset sich in kleine Theile auf, und gehet mit Wasser vermischt wieder in Pflanzen und lebendige Creaturen über. Sollten denn die Kräfte, die zu Gedanken geschickt sind, nur ein einziges Mahl und eine kurze Zeit in die Umstände gesetzt werden, daß sie Gedanken hervorbringen könnten? Hat dieses bey dem Lauf der Natur wol einige Wahrscheinlichkeit vor sich? Vielleicht wird man sagen: die denkende Kraft eines Cäsars wird wieder denken, sie wird aber nicht mehr die Seele des Cäsars seyn, sondern ein Theil davon wird vielleicht in dem Trajan und der andere in dem Constantin denken. Cäsar ist

nicht

nicht mehr, nachdem er zu den Elementen zurückgekehrt. Allein woher weiß man mit Gewißheit eine solche Theilung der Seele? Mit was für Gründen kann man selbige ausser allen Zweifel setzen? Wer hat sie je gesehen? Wenigstens lehret die Erfahrung, daß ein grosser Unterschied unter den theilbahren Cörpern der lebendigen Geschöpfe und einer denkenden Seele sey. Die mehresten Theile des menschlichen Leibes verändern sich sehr ofte. Diese gehen ab, andere nehmen wir wieder an, und nach einigen Jahren ist wenig von den Theilen mehr vorhanden, welche ehmahls unsern Leib ausgemacht. Unsere Seele fühlet es aber durch eine innere Empfindung, daß sie immer eben dieselbige Substanz eben dasselbige Wesen sey. Sie kann

kann die ersten Gedanken der Jugend mit den Gegenwärtigen vergleichen, sie eignet sich die Handlungen der Jugend noch zu, und freuet oder schämet sich derselben, und hierbey fühlet sie eben, daß sie dieselbige sey, die damahls etwas gedacht und gethan. Woher kann ich nun gewiß werden, daß sie nicht eben dieselbige bleibe und zu andern Gedanken gebraucht werde, wobey sie das Andenken an die ehmahligen Gedanken und Entschliessungen behält. Man zeige doch einmahl die Gründe, die Jemanden hierinne ausser allen Zweifel setzen können.

## §. 21.

Noch vielweniger kann Jemand sich in eine völlige Gewißheit setzen, daß ein la-

sterhaftes Betragen in dieser Welt keine Unseeligkeit in einem andern Leben zur Folge habe. Ich richte mich hier abermahls nach dem Lehrbegriff gewisser Philosophen, und lege ihnen keine andere Gründe vor, als welche sie eingestehen. Sie sehen hier eine Welt, in welcher Laster herrschen und die entsetzlichsten Grausamkeiten ausgeübet werden. Sie finden die Einrichtung der Natur also, daß sie dieses Leben mühsam und voller Jammer und Elend machet. Der gröste Theil der Menschen muß vom Morgen bis in die späte Nacht arbeiten, um ein wenig Brodt und Gemüse zu haben. Hierbey beschwehret ihn bald Hitze bald Frost. Dort schläget ein Hagel seine Felder ab, hier

zündet ein Blitz seine Wohnung an. Bald quälet ihn Mangel und Hunger, bald foltert ihn eine schmerzhafte Krankheit. Blut und Thränen benetzen den Erdboden, der nun schon einige Tausend Jahre diese traurige Gestalt gehabt. Wie kann nun Jemand beweisen, daß es nicht noch mehr dergleichen traurige oder noch unseeligere Wohnungen in dem grossen Gebäude der Welt gebe? Wie kann sich Jemand die völlige Gewißheit verschaffen, daß seine Seele dereinsten nicht in eine andere eben so elende oder noch traurigere Wohnung versetzet werde? Jene Seeräuber erobern ein Schiff einer Nation, so sie nicht beleidiget. Sie verkaufen die bezwungenen und unschuldigen Seeleute

an einen Befehlshaber einer Flotte, der sie zu Ruderknechten macht und auf das härteste halten lässet. Sie arbeiten sich wund und bekommen doch noch Schläge. Ihre Frauen und Kinder sind ihrer Männer und Väter beraubt, und Wehmuth und Kummer beklemmt ihr Herz. Sollte es nun mit den Vollkommenheiten Gottes streiten, die Seelen dieser Seeräuber in eine Gesellschaft zu versetzen, wo ihnen eine gleiche Quaal verursachet würde? Wollte man dieses bejahen, so müste man zugleich annehmen, daß es noch weit mehr wieder die göttlichen Vollkommenheiten wäre, eine Welt zu haben, worinnen grausame Seeräuber unschuldige Leute raubten und in die traurigste Sclavey

rey verkauften. Die Erfahrung lehret aber, daß eine solche Welt ohne Nachtheil der Vollkommenheiten des Schöpfers seyn könne. Wie kann daher bewiesen werden, daß Gott nicht noch traurigere Wohnungen haben könne, wo eine Gesellschaft solcher lasterhafter Geister, die durch keine Mittel zu bekehren gewesen, und daher den Folgen derselben überlassen werden? Ich wundere mich, daß Menschen, die wirklich in einer Hölle wohnen, noch immer behaupten, es ist unmöglich, daß Gott Menschen in eine Hölle setze. Denn das ist eine Hölle, wo Lasterhafte wohnen, die sich einander quälen, und wo Elemente sind, die ihnen unzählige Beschwehrden und Martern verursachen, da-

mit eine beständige Arbeit sie hindere, ihre Bosheit auf den höchsten Grad zu treiben. Denn wenn alle Elemente den Lasterhaften nach ihren Wunsch zu statten kämen, wie hoch würde alsdenn die Grausamkeit nicht steigen? Wenn ein herrschsüchtiger Tyranne aller Orten geseegnete Felder, Triften voll von fetten Vieh und eine angenehme warme Luft fände, wenn würde er aufhören zu kriegen? Wenn würden die Wollüstigen aufhören zu schwelgen, wenn aller Orten Nectar flösse? Die Weisheit bauet daher denen sehr weislich eine Hölle, welche die Laster unter sich herrschen lassen, und eine liebreiche und väterliche Vorsehung verderbet ein Eden, wenn die Einwohner die erste

Unschuld verlassen und unordentlichen Trieben folgen.

§. 22.

Kommt es Jemanden übertrieben vor, wenn ich die Erde in ihrer jetzigen Gestalt eine Hölle nenne, der bedenke, in wie vielen Stücken sie dem Bilde, so von der eigentlichen Hölle gemacht wird, gleich komme. Man findet hier quälende Hitze und Frost, Heulen und Zähnklappen, Teufel, die ihr Vergnügen in den Martern und Elende anderer finden, Feuerpfuhle, die ganze Städte verzehren und ihre Pracht in Graus und Asche verwandeln, Erdbeben, welche die Häuser umstürzen und die Einwohner unter dem Schutt vergraben, schmerzliche Krankheiten, Aussatz, Lustseu-

che, Podagra, Gicht, Krebs, Wassersucht, Pest, und wer kann sie alle nennen? (*) Man lasse hierbey nicht aus der Acht, daß sich dieses alles auf einem Erdboden befindet, wo noch tugendhafte Seelen unter den Lasterhaften wohnen, und die Tugend beständig geprediget und angepriesen wird. Man schliesse daraus, wie fürchterlich diejenige Gesellschaft seyn wird, die aus lauter ganz verhärteten und lasterhaften Geistern bestehen wird, in welcher Niemand mehr die Tugend lehret. Man urtheile, wie beschwerlich ihre Wohnung seyn wird, da diese Erde, worauf doch noch fromme Kinder

(*) Verständige Leser vergleichen hierbey mit einander Jes. C. 34. v. 9-15. und Offenbahrung Joh. C. 19. v. 3.

der Gottes wohnen, so viele Lasten und Unseeligkeiten hat. Man setze noch diesen Gedanken hinzu. Wenn die verhärteten Lasterhaften auf diesem Erdboden ewig lebten, wäre auch Hoffnung vorhanden, daß, da die Laster ihnen zur Gewohnheit worden, sie sich jemahls zu der Tugend kehren würden? Findet man viele, die bey dem Laster sechzig Jahre alt geworden, nachher mit eben solchem Vergnügen und Eifer die Tugend ausüben, als sie dem Laster gedienet? Werden sie weiser und ihr Geschmack edler? Und würden sie es werden, wenn ihr Leben beständig eine muntere Jugend bliebe? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß sie sich ewig unordentlichen Trieben überlassen, und folglich auch die Unseeligkeiten dieser Erden ewig

dauern würden? Hochmuth und Herrschsucht sind allein im Stande, immerwährende Kriege zu unterhalten. Wenn **Carl** der fünfte und **Franciscus** der erste ewig in einer blühenden Jugend neben einander gelebet hätten, würde auch wol die Zeit kommen seyn, da ein wahrhaftig ewiger Friede zwischen ihnen geschlossen, und eine recht vertraute und unverbrüchliche Freundschaft errichtet worden wäre? Bey diesen Vorstellungen nenne man mir doch die Gründe, womit ein Philosoph sich wieder die in seiner Seele sich regende Furcht für einem strafenden Gott und einer künftigen Unseeligkeit in eine vollkommene Sicherheit und Ruhe setzen könne. Bis hieher habe ich selbige nirgend gefunden. Ich sehe auch nicht, wo-

her die blosse Vernunft die Nachrichten erhalten will, wie der grosse Schöpfer in entfernten Zeiten so wol die leblosen als die denkenden Kräfte gebrauchen, und wie er seinen Haushalt mit selbigen einrichten werde.

§. 23.

Denen, welchen es überhaupt anstößig scheinet, einen strafenden Gott zu gedenken, setze noch eine Erfahrung entgegen, die mir einer besondern Aufmerksamkeit wehrt zu seyn scheinet. Man hat noch keine einzige in etwas beträchtliche Völkerschaft auf dem ganzen Erdboden entdecket, welche sich unterstanden einen Staat einzurichten, ohne die Furcht für eine höhere Gottheit mit zu einer Stütze seiner Ordnung zu machen.

Die mehresten Nationen haben die Eide als das äusserste Band und das Mittel der stärksten Verpflichtung in der menschlichen Gesellschaft gehalten, welche ohne eine Furcht für einer Gottheit alle ihre Stärke verlieren. Ja ich habe einen Deisten gekannt, der sich von einem strafenden Gotte nicht überreden konnte, und besonders wieder die Lehre von zukünftigen und ewigen Strafen sehr eingenommen war, und da er von meiner Toleranz und Verschwiegenheit überzeuget war, je zu Zeiten sich über solche Puncte mit mir unterredete. Dieser wollte nicht, daß seine Gemahlin und Kinder von seinen Meinungen das geringste erfahren möchten, und zwar aus folgenden Ursachen. Erstlich schätzte er alle diejenigen

glücklich, die von der geoffenbahrten Religion überzeuget wären, indem sie das Gemüth mehr, als irgend eine Philosophie zu beruhigen vermögend wäre. Denn aber befürchtete er, daß wenn seine Gemahlin etwan so denken lernete, wie er, sie bey ihrem angenehmen Reiz nicht stark genug seyn würde, den Verführungen junger und munterer Herren zu wiederstehen, und seine Kinder möchten verwildern, wenn sie insonderheit in jungen Jahren Deisten würden. Es ist demnach höchst wahrscheinlich, wo nicht vollkommen gewiß, daß kein Staat sich in einiger Ordnung erhalten und auf eine glückliche Arth bestehen würde, wenn man die Furcht für einer strafenden Gottheit aus selbigem verbannen wollte. Sollte denn

aber die Einrichtung dieser Welt wol von der Beschaffenheit seyn, daß die Wolfahrt der Staaten sich auf eine dem Menschen angebohrne Furcht gründete, die etwas scheuete, das nicht wäre? Erblicket man nicht die genaue Verbindung dieser Furcht mit der Wolfahrt der menschlichen Gesellschaft und die Widersinnigkeit des Gedankens: **das Wol der menschlichen Gesellschaft beruhet auf einem Undinge?** Fühlet man nicht den Zug der Natur einen belohnenden und bestrafenden Gott anzunehmen? Und bestehet man darauf, dem höchsten Wesen nur Liebe und keine Gerechtigkeit beyzulegen, wolan so überlege man folgendes. Alle lasterhafte Neigungen führen zu einer Härte, die andern

Schmer-

Schmerzen verursachet. Hochmuth, Eigennutz, Neid, Eigensinn, Zorn, Rachbegierde und Wollust, welche Grausamkeiten zeugen selbige nicht? Wäre es denn Liebe, wenn Gott gegen solche Neigungen gleichgültig wäre? Wäre es eine wahre und weise Liebe, wenn Gott die Grausamkeiten, welche sie hervorbringen, ansähe ohne ihnen Einhalt zu thun? Scheinet derjenige Regente uns gütig und liebenswürdig, der keinen Betrüger, keinen Dieb, keinen Räuber, keinen Mordbrenner, keinen Todtschläger bestrafet, sondern gegen selbige eben so gütig ist, als gegen die treuesten Unterthanen? Wäre es Güte, wenn Gott die Tugendhaften der Wuth der Lasterhaften ewig überlassen

wollte?

wollte? Das ist keine Liebe, die Grausamkeiten gleichgültig ansiehet, folglich ist das keine weise Liebe, welche die Laster nicht hasset und durch Strafen einschränket.

§. 24.

Ich folge demnach den unauslöschlichen Empfindungen und Trieben meiner Natur, die mich nöthigen einen Gott zu erkennen und mich auf eine zukünftige Welt weisen. In dem Gefühl derselben freue ich mich, wenn ich die Stimme Gottes höre, dadurch er sich uns näher offenbahret, und denen, so sich ihm als Kinder ergeben, eine ewige Gnade und eine immerwährende Wonne an einem Orte verspricht, wo seine Schöpfung am prächtigsten ist, und wo kein Laster Grau-

samkeiten ausübet und die Elemente nicht schrecken. Ich freue mich durch eine lange Kette aneinander hangender Verheissungen von einem Heilande, und durch dessen Ankunft, Lehre, Tod und Auferstehung davon völlig versichert zu seyn. Ich freue mich der Lehre, die mich durch eine göttliche Kraft edel, ja göttlich denken lehret und einen Sinn einflösset, der mich mit Gott verbindet, und zu einer vertrauten und aufrichtigen Freundschaft und folglich zu der seeligen Gesellschaft des Himmels geschickt macht. Ich bin seelig in der Hoffnung. Meine Leiden werden mir erträglich. Der Tod schreckt; aber meine Hoffnung sieget über seine Schrecken. Ich weiß an welchen ich gläube.

Er lebet und ich werde auch leben. Mein Geist fühlet den sanftesten Zug nach dem Himmel. Ich suche mich zu der Gesellschaft seeliger Freunde Gottes zu bereiten. Ich bezähme die Lüste, so wieder die Seele streiten. Ich ringe nach den erhabenen Gesinnungen solcher Geister, welche die Schöpfung des Unendlichen zieren und ihre Seeligkeit vermehren. Ich wünsche, ich suche dem Unendlichen zu gefallen und ein Liebling dessen zu seyn, der an seinen Werken ein gnädiges Wolgefallen hat.

§. 25.

O wer stöhrt mich in meinen angenehmen Empfindungen, in meiner Entzückung zum Himmel? Was für eine Stimme höre ich .....? **O niederträchtiger**

ger Christ? Elender Lohnknecht! Was ist deine Tugend? Deine Gefälligkeit gegen Gott? Nichts als eine Frucht einer sklavischen Furcht für der Hölle und einer intereßirten Hoffnung zum Himmel. Wir, wir, die wir nichts fürchten noch hoffen, die keine Hölle schreckt und kein Himmel reizet, sondern die Tugend wegen ihrer eigenen Schönheit ohne alle Belohnung ausüben, wir sind allein erhabene Seelen, die verdienen tugendhaft zu heissen. Wir gleichen der Gottheit, die ohne Vergeltung Gutes thut . . . . . Ist dieses nicht eben die Stimme, die mich vor Kurzem zu jenem Tempel der

Ehren rief, wo der Nahme grosser Geister verewiget wird, wenn sie zu den Elementen zurückgekehret, und die Reihe ihrer grossen Gedanken sich in einen Todtenschlaf verliehren. Ja, sie ist es, und ich darf desto dreister bekennen, daß meine Tugend mehr Triebfedern hat, als ihre innere Schönheit. Sie gefällt Gott, und er beehret sie mit seiner Gnade. Ein unendliches Intresse, so meine Seele einnimmt und bindet! Sie reisset mich aus der Gesellschaft, die Gott gering schätzet, die Laster liebet, und sich unter einander beständig quälet, und macht mich geschickt zu jenem Geschlechte, das den Himmel bewohnet und in ewigem Friede lebet, göttliche Seeligkeit geniesset. Vortheile, die

meine Seele entzücken! Ist es aber weniger weise, edel und erhaben nach solchen Vortheilen zu ringen, als nach einer Stelle meines Nahmens in jenem in der Einbildung eiteler Sterblichen erbaueten Tempel der Ehren? Ist es weniger erhaben darnach zu streben, daß mein Nahme im Himmel angeschrieben stehet, als dahin zu arbeiten, daß mein Nahme in einem Geschichtsbuche gelesen werde? Ist es weniger rühmlich, um des unsterblichen Gottes willen etwas zu thun, als einer sterblichen Gottheit Glieder und Leben aufzuopfern? Ist es keine edle Ehrbegierde, wenn ich suche von Gott und den Freunden Gottes geehrt zu werden? Weiset mich immerhin zurück, von jenem Tem-

pel der Ehren, wo nur Nahmen gefürchteter Helden glänzen. Versaget meinem Nahmen jene papierne Unsterblichkeit. Ich habe genug. Ich bin im Himmel angeschrieben. Gott ist mein Freund. Ich lebe, ich sterbe auf Hoffnung. Ich lebe und werde ewig leben. Der Himmel ist mein. Der Herzog meiner Seeligkeit, der Held, der den Tod besiegt, winkt. Die Bande reissen, die mich an diese traurige Erde binden. Mein Geist schwinget sich in jene glänzende Höhe. Mein Ziel ist erreicht. Alle Leiden sind nun von mir entfernet. Aller Schmerz ist mit jener Hütte vergraben. Ich sehe die Herrlichkeit Gottes. Ich bin

seelig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Versuch eines Beweises, eines in der menschlichen Seele von Natur liegenden Eindrucks von Gott und einem Leben nach dem Tode

Hannover 1763

Ph.sp. 888
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044637-3
VD18 10860339